



Kapitel 1



Lilly

Okay. Ruhig bleiben. Betrachten wir das Ganze einfach mal objektiv: Ich bin ... äh ... hier. Irgendwo. Mitten in der Nacht. Ich kann nicht zur Polizei. Und ich bin völlig allein.

Kein Grund zur Panik.

Durchatmen.

Alles hat seine positiven Seiten.

Wenn ich nur wüsste, wie die aussehen!

Heute ist definitiv nicht mein Tag ...

Vincent

»Heute ist definitiv mein Tag!« Zufrieden reibe ich mir die Hände. »Hanno wird den Vertrag unterschreiben und ich hab den Job.«

Arne reibt sich seine leicht schiefe Nase und sieht mich neugierig an. »Und was macht dich da so sicher, Vince?«

»Na, hör mal! Die Woche lief doch super: Ich hab nur ein Mal falsch kassiert und auch kaum etwas zerbrochen.«

»Zwei Bierkrüge und vier Weingläser.«

»Sag ich doch: kaum etwas.«

»Eindeutig ein Fall fürs Guinness-Buch der Rekorde.«

»Lach nicht«, sage ich und schließe eines der gekippten Fenster, durch das sich bereits ein paar Nachtfalter ins schummrig beleuchtete Lokal verirrt haben. »Für einen Grobmotoriker wie mich ist das Herumbalancieren von Gläsern auf einem Tablett definitiv nicht der richtige Job, aber besser als nichts. Zumindest so lang, bis ich wieder etwas Geld habe und mich endlich von der ganzen Schufferei erholen kann. Und ich finde, ich hab mich wirklich tapfer geschlagen, also warum sollte ich nicht eingestellt werden?«

»Noch ist deine Schicht nicht um.«

»Ja klar, aber was soll denn bitte in der letzten halben Stunde der Probeweche noch schiefgehen? Außerdem sitzt Hanno schon im Büro und macht die Abrechnung. Heute krieg ich endlich Kohle zu sehen.«

Arnes blaue Augen huschen in Richtung Decke. »Tatsächlich? Hanno ist oben?«

Ich nicke und schon kramt Arne aus seiner Hosentasche eine schmale Blechdose hervor. »Kannst du dann mal kurz den Laden ohne mich schmeißen? Ich geh mir schnell 'ne Zigarette drehen.«

Ich verziehe das Gesicht bei der Aussicht, die ganze Arbeit allein machen zu müssen. »Wenn du erwischt wirst, bist du den Job los.«

»Wird schon nicht passieren. Abrechnungen zu erledigen dauert bei Hanno ewig. Außerdem ist doch grad nix los. Komm schon, du musst mir helfen, Vince. Ich halte es wirklich keine zehn Minuten länger ohne Zigarette aus!«

»Na schön, aber beeil dich!«

»Versprochen.« Arne zwinkert mir zu und steht auf, hält dann jedoch inne. »Ach, und steht dein Angebot noch? Kann ich dieses Wochenende bei dir übernachten?«

Ich seufze. »Muss das sein?«

»Ich fürchte, es muss sein. Ich hab vorhin noch mal mit meinem Mitbewohner telefoniert. Seine Schwester kommt definitiv zu Besuch.«

»Tanja?«

Er nickt.

»Und das ist schlimm, weil?«

»Na ja, äh, möglicherweise ... eventuell ... also ...«

»Lass mich raten: Du hast sie angegraben, aber sie will nichts von dir wissen.«

»Nein, nein. Nooooooin. Wo denkst du ihn? Die Frauen stehen auf mich, das weißt du doch.« Beleidigt streicht er sein Haar nach hinten, reibt sich dann jedoch gedankenverloren die Wange.

»Sie hat dir 'ne Ohrfeige verpasst, stimmt's?«

»Was?« Er schreckt auf. »Das ... äh ... war ein reines Missverständnis. Sie steht eigentlich total auf mich. Nur hat sie leider von der Sache mit Nicolette erfahren. Und – äh, rein taktisch gesehen, wäre es deshalb vielleicht nicht ganz so günstig, wenn ich heute in der gleichen Wohnung übernachtete wie sie.«

»Oder in der gleichen Stadt, was?«

»Das lässt sich leider nicht vermeiden.« Er seufzt. »Also ist es okay? Ich kann bei dir pennen?«

»Und was ist mit Nicolette? Wieso übernachtetest du nicht bei ihr?«

Arne verzieht das Gesicht. »Weil sie mich mit Tanja gesehen hat.«

»Alles klar«, erwidere ich amüsiert.

»Nein, überhaupt nicht. Es ist gar nichts passiert. Ich hab doch nur ein bisschen geflirtet, aber Nicolette ... ach, du weißt ja, wie sie ist. Also, was ist nun? Kann ich bei dir übernachten? Du kriegst auch den Mitschrieb aus der Vorlesung über politische Systeme.«

»Wann warst du denn in der Vorlesung?«

»Gar nicht«, grinst er, um nur einen Augenblick später mit selbstgefälliger Miene zu verkünden: »Aber ich hatte ein Date mit Jana.«

»Du meinst, du hast sie so lange genervt, bis sie dir das Skript gegeben hat, um dich loszuwerden?«

»Was für ein Quatsch!«, empört er sich. »Sie steht auf mich. Total! Sie ist voll auf mich abgefahren. Ich sag dir: Wenn ihre Schwester nicht plötzlich krank geworden wäre, wär sie mit zu mir gegangen. Hundertpro.«

Ich versuche, mein Lachen hinter einem vorgetäuschten Hustenanfall zu verbergen. Leider nicht besonders erfolgreich.

»Was ist?«, frage Arne irritiert.

»Jana ist Einzelkind.« Irgendwann hätte er die Wahrheit ja ohnehin erfahren.

»Oh.« Einen Augenblick schweigt er nachdenklich und kratzt sich seine schiefe Nase. Dann sagt er achselzuckend: »Ich hab da wohl was falsch verstanden. Sie hat wahrscheinlich von ihrer Cousine gesprochen.«

Ich überlege, ob ich ihn darüber in Kenntnis setzen soll, dass besagte Jana auch keine Cousinen hat, verzichte aber doch darauf, schließlich habe ich mir schon etliche Male vergeblich die Zähne daran ausgebissen, Arnes Welt und die Realität zur Deckung bringen zu wollen.

»Wie dem auch sei – kann ich jetzt bei dir schlafen oder nicht?«

Augenrollend gebe ich mich geschlagen. »Meinetwegen.«

»Große Klasse«, stößt er erleichtert aus. »Danke! Bin gleich wieder da.« Er winkt mit seiner Zigarettenpapierdose und im nächsten Moment ist seine schlaksige Gestalt mit dem Ziel ›Hinterhof‹ durch die Küchentür verschwunden.

Ich wische über einen der dunklen Holztische, rücke den darauf stehenden Metallquader zurecht, der wohl so etwas wie Dekoration darstellen soll, und schiele auf meine Armbanduhr: halb elf.

In einer halben Stunde endet nicht nur meine Schicht, sondern es gibt auch endlich was zu essen. Nachdem das Mittagessen flachgefallen ist, weil im Lokal zu viel los war, hängt mir mein Magen nicht nur in den Kniekehlen, sondern ist bereits per Du mit meinen Fußsohlen – Arbeit ist definitiv nicht gesund!

Vor allem jedoch freue ich mich auf meinen Lohn, denn auch wenn Hanno der Meinung zu sein scheint, dass der Wert eines Aushilfskellners irgendwo knapp über dem von Scheuermilch angesiedelt ist, und mich dementsprechend bezahlt, ist das besser als nichts. Momentan kann mein Bankkonto wirklich jeden Cent dringend gebrauchen.

Ich lasse meinen Blick durch das Lokal schweifen.

Kein Wunder, dass Arne lieber eine Pause einlegt, als hier die Stellung zu halten. Von den fünf Gästen erweckt keiner den Eindruck, besonders spendabel zu sein: Zwei Männer mittleren Alters mit geröteten Gesichtern und hängenden Schultern sitzen an – oder vielmehr ›liegen auf‹ – der Theke, offenbar von Frau oder Freundin verlassen, wie ich ihren bierselig-weinerlichen Gesprächen entnehmen konnte. Sie wirken beide bereits ziemlich weggetreten. Trinkgeld brauche ich mir von ihnen nicht zu erhoffen.

Die übrigen Gestalten – drei Typen um die dreißig, einer blond, zwei dunkelhaarig – haben sich am großen Fenster direkt neben der Tür niedergelassen. Sie sind teuer gekleidet, arrogant und laut.

Und sie riechen nach Ärger.

Was Ärger angeht, habe ich – meinem Bruder sei Dank – mittlerweile eine Art sechsten Sinn entwickelt und meide

ihn, wo es geht. Wie ich in der Vergangenheit des Öfteren feststellen durfte, ist Ärger nämlich sogar noch ungesünder als Arbeit.

Und was diese Truppe angeht, ist noch nicht einmal ein besonderes Gespür für Ärger nötig, denn mit jedem Glas Champagner, das die drei in sich hineinschütten, werden sie lauter und unhöflicher.

Überdies machen sie, auch wenn sie bereits jede Menge hochpreisiger Alkoholika bestellt und zu sich genommen haben, nicht den Eindruck, für jemand anderes als sich selbst Geld ausgeben zu wollen, sodass mit Sicherheit auch hier ein passables Trinkgeld lediglich Wunschenken ist.

Mit einem Kopfschütteln will ich dazu übergehen, den nächsten Tisch zu wischen, als jemand mich am Arm festhält. Es ist einer der zwei frischgebackenen Singles von der Theke. »Kriechisch nochn Schnaps?«

Ich werfe einen raschen Blick in Richtung Treppe, für den Fall, dass Hanno herunterkommt, denn den folgenden Rat würde er sicherlich nicht gerne hören: »Ich denke, Sie hatten genug.«

»Nnnnnö, hatta nich!«, protestiert sein Kumpan für ihn.

»Hey! Du da«, ruft in diesem Moment einer der drei Schnösel vom Tisch neben der Tür mir zu.

»Moment.«

»Ne. Jetzt!«, legt der Ausbund an Höflichkeit nach.

Auch wenn es mir zugegebenermaßen einige Schwierigkeiten bereitet, eine höfliche Miene zu wahren, hebe ich beschwichtigend die Hand in seine Richtung und rede beruhigend auf die beiden Thekenbewohner ein: »Mit Sicherheit haben Sie genug. Und zwar Sie beide. Sie sollten wirklich gehen. Wissen Sie, wann Ihre Bahn fährt?«

Die zwei sehen mich aus blutunterlaufenen, leicht glasigen Augen an und scheinen über den tieferen Sinn des Wortes ›Bahn‹ nachzudenken.

»Oder wollen Sie lieber zu Fuß nach Hause gehen?«, helfe ich ihnen auf die Sprünge.

»Ey, ist der Kerl taub oder was?«, ruft der Blonde vom Dreiertisch seinen Freunden zu, die diesen Ausspruch mit Gelächter quittieren.

Ich werfe einen ungeduldigen Blick Richtung Küche. Hoffentlich beeilt sich Arne. Bei dieser Art von Mensch ruhig zu bleiben, ist nämlich definitiv nicht meine Stärke, ein weiterer Grund, warum ich Ärger aus dem Weg zu gehen versuche.

Mit aufeinandergepressten Kiefern atme ich tief durch und wende ich mich dann wieder den zwei traurigen Gestalten vor mir zu. »Am besten bestelle ich Ihnen ein Taxi.«

Die zwei sehen mich dankbar an und nicken schwerfällig.

Ich hole mein Handy hervor, wähle die Nummer der Taxizentrale und gebe die Adresse des Lokals durch. Dabei beobachte ich aus dem Augenwinkel die drei Typen auf der anderen Seite, die sich gegenseitig mit Kellnerwitzen zu übertreffen versuchen.

»Wenn der Pinguin nicht bald hier aufkreuzt, Sorge ich dafür, dass der seinen Job verliert!«, krakeelt schließlich der mittlere. Seine Aussprache klingt bereits ziemlich vernuschelt.

Ob ein Aushilfskellner auf Probe einem Gast eine runterhauen darf?

»Ihr Taxi ist in zehn Minuten da«, verkündet am Telefon die Dame der Taxizentrale.

Ich bedanke mich und lege auf. Dann atme ich tief durch und gehe zu dem Dreiertisch. »Ja, bitte?«

»Na, endlich! Das hat aber gedauert!«, wirft sich der Wortführer in die Brust. Seine blonden Haare kleben an seiner verschwitzten Stirn.

»Das tut mir leid«, antworte ich bedauernd, »aber bekanntermaßen können Pinguine nicht fliegen.«

Der Blonde starrt mich verdutzt an, seine Freunde jedoch fangen an zu lachen, woraufhin er rot anläuft und mich wütend ankeift: »Dafür haben Pinguine aber anscheinend ein zu großes Maul.«

»Schnabel.«

»Was?«

»Pinguine sind Vögel. Die haben Schnäbel.«

»Macht diese Witzfigur sich etwa grad über mich lustig?« Erboßt schießt er zu seinen Freunden.

Gleich ist deine Schicht zu Ende – tu jetzt nichts, was du hinterher bereust!

»Ich versuche lediglich, zu helfen«, sage ich und setze ein freundliches Lächeln auf. »Gibt es denn ein Problem?«

»Und ob!«, tönt der Großkotz und deutet in einer herrischen Geste auf die Champagnerflasche. »Das da ist 'ne Zumutung!«

Ich mustere die halb leere Flasche und atme tief durch. »Handel dir jetzt keinen Ärger ein!«, ermahne ich mich. Dennoch kann ich einen sarkastischen Unterton in meiner Antwort nicht verhindern: »Ganz offensichtlich.«

Der Andere grinst mich herausfordernd an. »Das Zeug kann kein Mensch trinken! Aber wir lassen uns nicht verarschen! Wir wollen was Anständiges!«

Du darfst deinen Gästen ihren Champagner nicht über den Kopf schütten! Du darfst deinen Gästen ihren Champagner nicht über den Kopf schütten!

Oh Mann, so langsam könnte Arne echt mal wieder auftauchen. Was treibt der Kerl überhaupt? Muss er den Tabak erst anbauen oder was?

»Für so einen Scheiß bezahlen wir nicht«, legt der Typ nach und sein Mund verzieht sich zu einem höhnischen Lächeln.

Wo steht eigentlich geschrieben, dass ich meinen Gästen ihren Champagner nicht über den Kopf schütten darf?

»Ich werde sehen, was sich machen lässt«, sage ich vage, nehme die Flasche und will damit gerade zurück zur Theke, als ich aus dem Augenwinkel eine Bewegung wahrnehme.

Ich wende den Kopf und staune im nächsten Moment nicht schlecht: Eine junge Frau stolpert in das Lokal, vielleicht achtzehn, maximal neunzehn Jahre alt. An und für sich ist das nichts Besonderes.

Doch diese junge Frau ist definitiv etwas Besonderes: klein und zierlich, das Gesicht asiatisch geschnitten mit schwarzglänzendem, hochgestecktem Haar. Sie trägt ein eng anliegendes, knielanges Kleid. Es besteht aus roter Seide mit schwarzer Drachen-Stickerei und einem typisch chinesischen Stehkragen samt vorne seitlich angebrachter Knöpfleiste. Die hohen schwarzen Schuhe lenken den Blick auf die mit Sicherheit schönsten Beine, die ich je gesehen habe. Eine Hand umklammert ein Handy, die andere – warum auch immer – einen Schuhkarton. Das Faszinierendste jedoch sind ihre Augen: mandelförmig, aber leuchtend grün.

Wie gebannt betrachte ich ihre exotische Erscheinung.

Sie passt hier ebenso wenig hinein wie eine Fleischpastete auf eine Konferenz von Vegetariern.

Ein Aufkeuchen ist vom Tisch vor mir zu hören.

Ich stelle fest, dass auch dort alle Augen auf die Frau gerichtet sind, und korrigiere mich: Sie wirkt eher wie eine Fleischpastete in einem Käfig voll hungriger Hyänen.

Mit gerunzelter Stirn beobachte ich, wie sie ihre Finger knetet und ratlos um sich blickt. Sie wirkt verwirrt und durcheinander – nicht, als würde sie jemanden suchen, sondern als würde sie hoffen, dass jemand sie findet.

»Guten Abend«, sage ich, »darf ich –« Weiter komme ich nicht, denn von der Theke hinter mir ertönt ein Schlag. Erschrocken fahre ich herum.

Auf dem Boden liegt einer der beiden Verlassenen. Ob der Anblick der Frau oder der Alkoholpegel – oder beides zusammen – ihn vom Hocker gerissen hat, weiß ich nicht. Im Endeffekt ist es aber wohl auch egal, denn ein Gast, der aus einer Platzwunde über der Augenbraue blutet, stellt vermutlich in allen drei Fällen ein Problem dar. Eines, das mir gerade noch gefehlt hat!

Verdammt!

Ich laufe zu ihm hin. »Hallo? Können Sie mich hören? Sehen Sie mich?«

Er stiert verwirrt vor sich hin, nickt aber.

Verbandszeug! Es muss hier doch irgendwo Verbandszeug oder so geben.

Ich springe auf und laufe hinter die Theke, kann hier jedoch nichts finden, also renne ich weiter durch die Schiebetür in die Küche.

Tatsächlich: An der hinteren Wand hängt ein Erste-Hilfe-Kasten. Ich öffne ihn und wühle in den Schubladen, bis ich endlich Pflaster, Desinfektionsmittel und eine Schere gefunden habe.

Kaum bin ich damit in den Schankraum zurückgekehrt, stoppe ich abrupt ab.

Die junge Frau von vorhin steht mit dem Rücken zur Wand, vor ihr der Champagnertyp. Und sie sieht nicht aus, als würde ihr das gefallen.

Ich atme tief durch.

In diesem Moment versucht sie, den Schuhkarton wie einen Schutzschild vor ihren Körper haltend, sich zwischen dem Typen und den Tischen vorbei zur Tür zu schieben. Er stellt sich ihr wieder in den Weg.

Na schön, es kann keiner sagen, ich hätte nicht versucht, dem Ärger aus dem Weg zu gehen. »Hey! Lass sie in Ruhe!«

Der Blonde fährt herum. »Misch dich nicht ein.«

Die Frau versucht, den Moment zu nutzen, um an ihm vorbeizukommen, doch schon hat er sich wieder zu ihr gedreht und seinen Arm um sie gelegt. Für einen Augenblick erstarrt sie, ihr Gesicht von Ekel gezeichnet.

»Und wie ich mich einmische!«, widerspreche ich. »Lass sie sofort los!«

»Verpiss dich, du Pinguin!«, ruft mir der Typ über die Schulter zu, ohne die Frau aus den Augen zu lassen.

»Mehr fällt dir nicht ein?«, spotte ich.

»Häh?!«

»Komm schon, ein paar originellere Schimpfworte müssen doch drin sein!«, sage ich lächelnd. »Vielleicht ›Pandabär‹ oder – hey – wie wär's mit ›Waschbär‹, immerhin muss ich ja auch gleich noch euren Dreck wegwischen.«

Jetzt dreht er sich endlich um, versperrt jedoch der Frau immer noch den Weg zwischen den Tischen hindurch.

Irritiert sieht er von meinem freundlichen Gesicht zu seinen verunsichert mit den Schultern zuckenden Kumpanen. Dann kneift er die Augen zu einem schmalen Spalt zusammen und grunzt: »Der Wichser macht sich tatsächlich über mich lustig!«

»Ja, in der Tat. Genau das tut der Wichser«, helfe ich ihm auf die Sprünge.

Er fängt an zu schnaufen wie ein übergewichtiger Dackel und kommt wütend auf mich zu.

Mit einem Ruck findet die Frau wieder zu sich und drängt sich an ihm vorbei zwischen den Tischen hindurch, doch er fährt herum und greift erneut nach ihrem Arm.

Und das ist der Moment, in dem mir der Kragen platzt. Ich laufe hinüber, greife nach seiner Schulter und reiße ihn zurück. »Hör mal zu, du kleiner Mistkerl: Du lässt sie auf der Stelle in Ruhe, oder du wirst nie wieder Champagner trinken können!«

Im nächsten Moment keuche ich auf, denn er hat seine Faust in meine Magengrube gerammt. Farben explodieren vor meinen Augen, zwei Stühle fallen krachend um und seine Freunde stürmen auf uns zu. Der Blonde holt erneut aus, doch dieses Mal ist meine Faust schneller. Sie trifft ihn mit voller Wucht im Gesicht und er schreit auf.

Dann brüllt jemand hinter mir und erst nach einigen Sekunden begreife ich, dass es mein Chef ist. Hanno kommt mit aufgerissenen Augen die letzten Treppenstufen runtergerannt. »Was soll das?! Was ist hier los, verdammt noch mal?«

»Ich –«

»Hast du den Verstand verloren?!«

»Er –«

»Ich glaub das einfach nicht!«

»Es ist –«

»Warum schlägst du meine Gäste zusammen?« Fassungslos deutet er auf den Typen mit der Platzwunde über dem Auge, der zu seinen Füßen liegt.

Oh. Den hab ich total vergessen. »Hab ich nicht! Der ist von allein vom Hocker gefallen!«

»Von allein? Das glaubst du doch wohl selber nicht! Und was ist mit dem da?« Er zeigt auf den Kerl neben mir, der sich, immer noch schreiend, die blutende Nase hält.

»Ja, okay, den hab ich geschlagen. Aber er hat die Frau belästigt!«

»Welche Frau?«

»Na, die –« Ich drehe mich um mich selbst. »Die ... die grad noch hier war und –«

»Ich werde Sie verklagen!«, ruft der Mistkerl und presst seinen Ärmel an seine Nase. »Darauf können Sie Gift nehmen! Ihr Lokal sind Sie los! Der Pinguin hier hat mich einfach angegriffen!«

»Verdammt, Hanno, das ist gelogen! Ich hab nur die Frau verteidigt. Und der Mistkerl hier hat angefangen.«

»Stimmt das?«, wendet sich Hanno an die zwei Thekentypen, die ihn nur verständnislos anstarren. Schließlich öffnet derjenige der beiden, der noch auf seinem Hocker sitzen kann, den Mund und ich halte die Luft an.

»Ta ... Ta ... Taxi«, formuliert er mühsam.

Großartig.

Plötzlich kommt Leben in die zwei Freunde des Blondens. »Da war keine Frau. Wir wollten nur etwas bestellen und der Kerl ist auf uns losgegangen.«

»So ein Schwachsinn!«, rufe ich aus. »Das kannst du doch nicht im Ernst glauben? Die Typen sind –«

»Arneeeeeeeee!«, unterbricht Hanno mich. Nur einen Moment später stolpert der Gerufene in den Schankraum und sein Gesicht wird mit jedem Schritt noch länger.

Hanno deutet mit wilden Gesten auf das Durcheinander und ruft wütend: »Was ist hier los? Und wo warst du?«

»Äh ... ich ... war nur nebenan«, stottert Arne, sich noch immer schockiert umblickend.

»Erklär mir das hier gefälligst!«

»Äh ...«

»Wurde hier eine Frau belästigt?«

»Frau?«

»Ja«, mische ich mich entnervt ein. »Frau. Brüste und so.«

»Äh ... ich ... äh ... Küche ... und so.«

»Das hab ich schon verstanden«, wütet Hanno, »Ich bin ja nicht blöd! Aber wenn hier jemand belästigt wurde, musst du ja wohl was gehört haben! Vor allem, wenn es anschließend so aussieht wie hier!«

Wie das Kaninchen die Schlange starrt Arne Hanno an.

»Da war keine Frau!«, ruft der Blonde neben mir und wirft mir einen hasserfüllten Blick zu.

»Natürlich war sie da«, entgegne ich wütend.

»Arne?«, fragt Hanno drohend. »Wenn du in der Küche warst, musst du doch mitbekommen haben, was hier passiert ist.«

Arnes Blick fliegt von Hanno zu mir und zurück, dann schluckt er merklich und stottert: »Keine Ahnung. Die Dunstabzugshaube war so laut.«

Lilly

Mit klopfendem Herzen stehe ich in der Dunkelheit, die Finger um den Schuhkarton gekrallt, und presse mein Handy an mich. Ich weiß nicht, wovor ich mich mehr fürchten soll: Vor der Nacht, der widerlichen Qualle von vorhin mit ihrem Alkoholatem und ihren feuchten Fingern oder vor diesem Polizisten, der mit seinem Wagen vor dem Lokal gehalten hat und reingelaufen ist.

Das einzige, was ich weiß, ist, dass ich ein Problem habe. Eigentlich sind es sogar mehrere.

So um die fünfzig vermutlich.

Doch das dringlichste ist nach wie vor die Tatsache, dass ich kein Geld habe und nicht weiß, wo ich die Nacht verbringen soll.

Der Plan von vor zwanzig Minuten hatte eigentlich so ausgesehen, dass ich in dieses Lokal marschiere und ... tja, weiter war ich mit meinem Plan nicht gekommen. Irgendwie erschien es mir vollkommen ausreichend, da hineinzugehen. Der Rest würde sich schon irgendwie ergeben.

Nun ja. Sehr offensichtlich habe ich mich geirrt.

Ein kühler Luftzug streicht mir um das Gesicht und es fröstelt mich. Allerdings weniger wegen des Luftzugs als vielmehr wegen des Gedankens an dieses scheußliche Individuum vorhin. Als er mich bedrängt hat, habe ich schreien wollen, aber keinen Ton herausgebracht.

Zum Glück waren nur einen Moment später alle von dem Geschehen rund um diesen dunkelhaarigen Mann mit den warmen braunen Augen abgelenkt, sodass ich nach draußen flüchten konnte. Und hier stehe ich seitdem hinter der Hausecke und weiß nicht weiter.

Noch nie, in meinem ganzen Leben nicht, gab es einen Moment wie diesen. Einen Moment, in dem ich nicht wusste, was der nächste Tag bringen würde.

In diesem Augenblick wäre ich eigentlich schon überglücklich, wenn ich wenigstens wüsste, was die nächsten zehn Minuten bringen.

Ich schlinge meine Arme um mich.

Na gut, sehen wir den Tatsachen ins Auge: Ich bin allein.

Schon wieder.

Was in diesem Fall allerdings, genauer betrachtet, wohl etwas Gutes ist.

Moment – bewegt sich dort drüben nicht etwas in der dunklen Gasse?

Okay, Korrektur: Ich *war* alleine.

Aber trotzdem ist die Tatsache, dass ich jetzt offensichtlich nicht mehr alleine bin, kein Grund sich Sorgen zu machen, denn das ist sicher nur ein netter Mitbürger, der ... auf mich zukommt ... *bedrohlich schnell* auf mich zukommt ...

Schon hole ich Luft, um zu schreien, als plötzlich die gedämpfte Geräuschkulisse, die aus der Kneipe dringt, zu einem Crescendo anwächst, nur um einen Moment später wieder zu verstummen. Offenbar hat jemand die Tür geöffnet und mit Wucht wieder zugeschlagen.

Der – möglicherweise doch nicht so nette – Mitbürger verschwindet eilig in den Schatten zwischen den Häusern.

Ich atme auf. Allerdings nicht für lange, denn jetzt ertönen Schritte und kommen näher. Wieder halte ich die Luft an und drücke mich mit dem Rücken an die Hauswand.

Bitte nicht dieser widerliche Grapscher! Oh Gott, was tue ich hier bloß? Ich sollte umkehren. Ich sollte aufgeben. Ich sollte die Nummer wählen, die nicht zu wählen ich mir geschworen habe. Ich sollte alles Mögliche tun, nur nicht hier stehen und mich im Dunkeln an diese eiskalte Hauswand pressen.

Das Blut in meinen Ohren rauscht und mein Herz klopft so laut, dass ich einen Augenblick brauche, um zu bemerken, dass derjenige, der da aus dem Lokal herauskam, stehengeblieben ist. Ich nehme meinen ganzen Mut zusammen, hole tief Luft und spähe um die Hausecke: Gott sei Dank, es ist der Dunkelhaarige, der mir zu Hilfe gekommen ist.

Fluchend und schimpfend steuert er, das Handy am Ohr, einen Van an, der am Straßenrand vor sich hinrostet und schließt ihn auf. »Ja, ... der verdammte Arsch! Anzeige! Dieser Dreckskerl! ... Ja, ich weiß ... Verdammter Arne,

verdammter Hanno und verdammter Mark! ... Ja, sag ich doch: Mark! ... Ausgerechnet! Von sämtlichen Polizisten dieser Stadt ausgerechnet er! Zum Kotzen! ... Ja ... Nein, ich hab's nicht vergessen ... okay.«

Jetzt legt er auf, steigt ein und ich will nach ihm rufen, doch bevor ich einen Ton herausbringe, wird die Tür des Lokals erneut aufgerissen und zwei Polizisten treten heraus. Einer geht zum Polizeiauto, der andere, der mit den roten Haaren und der bulligen Gestalt, bleibt stehen und wendet sich dem Dunkelhaarigen zu.

Hastig ziehe ich meinen Kopf zurück.

»Vince, warte!«, ruft der Rothaarige.

»Was? Was willst du?«, erklingt die wütende Antwort unmittelbar vor mir.

»Dich warnen.«

»Vor wem? Vor dir?«

Der Polizist schnalzt ungeduldig mit der Zunge. »Du weißt, was ich meine. Außerdem wäre ein wenig Dankbarkeit nicht schlecht, immerhin habe ich dich hier grad rausgehauen.«

»Nen Scheiß hast du. Es steht Aussage gegen Aussage, also spiel dich nicht auf.«

»Bitte schön. Dann brauche ich dir in Zukunft also nicht mehr zu helfen.«

Einen Augenblick herrscht Stille, dann höre ich, wie der Dunkelhaarige aus dem Wagen steigt, die Tür zuknallt. »Helfen? Du sprichst von ›Hilfex? Ausgerechnet du? Weißt du was? Du kannst mich mal. Ich habe gedacht, dass ich mich auf dich verlassen kann. Wie blöd von mir. Wie unheimlich dämlich!«

»Es gibt eben Gesetze!«

»Und es gibt Freundschaft. Und Familie.«

»Die stehen nicht über dem Gesetz!«

»Toni braucht Hilfe, keine Gesetze!«

»Genau deshalb habe ich es getan. Um zu helfen.«

»Red keinen Scheiß. Du hast es getan, weil du Karriere machen willst.«

»Wie kann man nur so stur sein! Du musst doch mal begreifen, dass Toni –«

»Sag du mir nicht, was ich muss oder nicht muss!«

Vorsichtig luge ich hinter meiner Ecke hervor. Die beiden stehen einander gegenüber, die Fäuste geballt, der Dunkelhaarige mit dem Rücken zu mir. Ich muss an die blonde Studentin namens Toni denken, die eine Zeitlang neben uns gewohnt hat. Dennoch glaube ich kaum, dass es dieselbe Toni ist, deretwegen sich die beiden Männer hier so wütend anstarren und aussehen, als würden sie sich gleich prügeln.

Plötzlich lässt der Polizist seine geballten Fäuste sinken und seine Stimme klingt leise, aber dadurch nicht unbedingt weniger bedrohlich, als er sagt: »Ich geb dir einen letzten Rat: Versuch, in nächster Zeit keine Aufmerksamkeit auf dich zu ziehen. Und halt dich von Toni fern!« Damit dreht er sich um und geht davon.

Der Dunkelhaarige sieht ihm wütend hinterher, erst das erneute Geräusch der sich öffnenden Lokaltür reißt ihn aus seiner Erstarrung.

Ein Kellner mit einer langen schiefen Nase steckt seinen Kopf aus der Tür.

»Du!«, keucht der Dunkelhaarige wütend.

»Hey Vince, äh, ich ... äh ...«

»Du!«, wiederholt der Dunkelhaarige, offenbar nicht in der Lage, mehr zu äußern.

»Also ... wegen der Übernachtung ... äh ... steht die noch?«

Schnaufend tritt der Dunkelhaarige auf den anderen zu.

Der weicht zurück. »Okaaaayy ... vielleicht ist der Zeitpunkt etwas ungünstig, wir reden einfach morgen drüber.« Hastig zieht er seinen Kopf zurück und die Tür wieder zu.

Na schön, was jetzt? Gleich wird auch der Dunkelhaarige zu seinem Wagen zurückkehren und davonfahren. Und dann? Was mache ich dann?

Ein Krankenwagen fährt mit Blaulicht am Ende der Straße über die Kreuzung, taucht die ganze Umgebung in seinen schrillen Signalton, und plötzlich finde ich mich auf der anderen Seite des Vans wieder, wie ich vorsichtig die Schiebetür einen schmalen Spalt weit öffne. Vor mir erkenne ich im fahlen Licht der Straßenlaterne über umgeklappten Rücksitzen haufenweise Kartons, Decken und mit irgendwelchen Dingen gefüllte Tüten.

Ich muss verrückt geworden sein! Ganz eindeutig: Ich habe heute Morgen irgendwo auf dem Weg zwischen Bett und Bad den Verstand verloren. Vermutlich macht er sich einen schönen Tag zusammen mit Vernunft, Vorsicht und gutem Benehmen.

Was soll's – Letzteres kam mir schon immer äußerst hinderlich vor.

Also klettere ich trotz dieser Erkenntnis – und des scheußlichen Gestanks im Wageninneren – in den Van hinein. Als ob mein Körper fremdgesteuert wäre, schließe ich die Tür, schiebe meinen Karton zwischen die anderen und schlüpfte unter eine der Decken.

Keine Sekunde zu früh, denn schon höre ich, wie der Dunkelhaarige zurückkommt, einsteigt und die Tür mit solcher Wucht zuknallt, dass der Wagen ins Schwanken gerät.

Ich warte darauf, dass er den Motor startet, doch stattdessen schlägt er auf etwas ein. Vermutlich das Lenkrad oder das Armaturenbrett.

»Verdammter Mistkerl!«, flucht er. »Arroganter Arsch!« Erneut ein Schlag, so heftig, dass der Wagen leicht schaukelt.

Für einen Augenblick steigt Panik in mir auf und ich bin kurz davor, wieder aus dem Auto zu klettern. Doch wohin dann? Eine Nacht im Innenraum dieses Vans ist allemal besser als eine Nacht auf der Straße.

Glaube ich zumindest.

Ich bleibe still liegen.

Von vorn ist heftiges Schnaufen zu hören, dann ein tiefes Ein- und Ausatmen. Ein Schlüssel wird gedreht, der Motor springt an und endlich setzt sich der Wagen in Bewegung.

Ich atme ganz flach unter meiner Decke. Zum einen, um mich nicht zu verraten, zum anderen, weil ich befürchte, ansonsten vom Gestank ohnmächtig zu werden.

Gedämpft höre ich den Dunkelhaarigen vorne vor sich hinhurmeln. Er scheint immer noch aufgebracht zu sein.

Nach einer Weile jedoch wird er ruhig und es ist still bis auf das mehr oder weniger gleichmäßige Surren des Motors. Ab und an wird es unterbrochen vom Klicken des Blinkers.

Als wir um eine Kurve biegen, verrutscht die Decke, der Staub kitzelt in meiner Nase, hastig halte ich sie zu und kann gerade noch rechtzeitig das Niesen unterdrücken. Doch kaum habe ich wieder losgelassen, kommt schon die nächste Kurve. Erneut wird Staub oder was auch immer aufgewirbelt, und auch wenn ich mir wieder die Nase zuhalte, entfährt mir doch ein prustendes Geräusch.

Augenblicklich wird der Wagen langsamer, der Typ scheint zu lauschen.

»Was soll das?«, ertönt es plötzlich.

Ich rühre mich nicht, immerhin besteht ja die Chance, dass er nicht mich meint.

»Ich sehe dein Bein.«

Mist.



Kapitel 2



Vince

Ich fahre rechts ran, drehe mich um und sehe fassungslos zu, wie sich aus dem Deckenhaufen hinter mir ein Mensch herausschält. Und zwar nicht irgendeiner, sondern die junge Frau aus dem Lokal.

Es dauert einen Moment, bis ich meine Sprache wiedergefunden habe. Jedenfalls halbwegs. »Was zum ...?!«

Sie sieht mich an und beißt sich auf die Lippe, sagt jedoch nichts.

»Hör mal, du kannst dich doch nicht einfach in meinen Wagen schleichen und tun, was ... äh ... was auch immer du da hinten tust!«

Sie sagt noch immer nichts.

»Kannst du ...« Ich breche ab und formuliere langsam und deutlich: »Verstehst ... du ... meine Sprache?«

»Ja. Und andernfalls glaub ich kaum, dass es besonders hilfreich wäre, so laut wie möglich zu sprechen.«

Ich blinzele verdutzt, dann runzle ich die Stirn und grolle: »Vielen Dank für diese Erkenntnis. Dann wirst du ja auch verstehen, wenn ich sage: Raus aus meinem Wagen!«

Sie rührt sich nicht.

»Muss ich also doch laut sprechen, oder was?«

Jetzt wirft sie mir einen bösen Blick zu. »Nein. Ich bin ja nicht taub. Aber ... wieso?«

»Wieso? Weil das *mein* Wagen ist, verdammt noch mal!«

»Aber du musst mir helfen.«

Muss?!

»Ich *muss* gar nichts! Dir helfen erst recht nicht. Und davon abgesehen habe ich das bereits getan. Dummerweise.«

»Aber ... dann musst du mir eben nochmal helfen.«

»Hallo?! Deinetwegen habe ich gerade meinen Job verloren! Und es war ein verdammt guter Job.«

»Oh. Das ... das tut mir furchtbar leid«, stammelt sie, doch dann runzelt sie die Stirn und ergänzt aufgebracht: »Aber was kann ich denn dafür, wenn dieser Kerl mich antatscht?«

»Das meine ich nicht! Aber dass du einfach verschwunden bist, hat mich als ziemlichen Idioten dastehen lassen und – oh.« Ich breche ab. »Jetzt bist du ja wieder da!« Augenblicklich hellt meine Stimmung sich auf. »Wir drehen um und gehen zu meinem Chef, äh, Ex-Chef!«

»Nein!«, ruft sie aus und es klingt verzweifelt.

Verdutzt mustere ich sie. »Wieso nicht?«

»Weil ... ich ... es geht nicht ... keine Aufmerksamkeit, bitte.«

Ich schaue sie perplex an, dann steige ich aus, gehe um den Wagen herum und öffne die Türen. »Raus!«

»Aber –«

»Kein ›Aber‹.«

»Hör mal, du verstehst nicht ganz, was hier los ist, ich –«

»Du hast irgendwelche Probleme am Hals.«

»Woher weißt du ...? Ja, das stimmt. Danke, dass du –«

»Raus!«

»Was?«

»Ich hab genug eigene Probleme! Mehr Ärger kann ich echt nicht gebrauchen.«

...